

Predigt zu „Du stellst meine Füße auf weiten Raum – Sommerpredigtreihe zu Sehnsuchtsorten in der Bibel - Meer“ von Silke Kuhlmann (Gen 6f; Mt 8, 23-27)

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt, Jesus Christus! Amen.

Liebe Gemeinde,

da fängt es so schön an, mit dem Meer und dem Wohlfühlen, mit Taufe und glitzerndem Wasser und dann kommen diese Bibeltexte mit Gischt und Bedrohung, Untergang und Angst. Wahrlich keine Orte, an die man sich sehnsüchtig hinträumt. Aber gerade in der Naturgewalt und dem Segen, der Stille, liegt für mich die Faszination des Meeres. So, wie man sich manchmal so sehr nach Urlaub und Ruhe sehnt, und dann plötzlich ein Sturm aufkommt, großes Chaos – doch am Ende ist auch wieder Stille, Segen. Anders.

Deshalb freue ich mich so, dass ich hier die Bilder von Rabea Medebach hinstellen durfte, Bilder zwischen Himmel und Meer, die von der gewaltigen Kraft der Wellen erzählen, von der spritzenden Gischt und von der großen Stille, der Ruhe, die bis in die Tiefe allen Seins reicht. Und in allem: Begegnung mit mir, mit dem Wasser, mit der Gewalt und der Tiefe des Lebens.

Ich bin fasziniert von den Ozeanen, und am Meer kamen mir immer die tiefsten Gedanken. Das Meer hat in mir immer auch völlig neue Erkenntnisse geweckt, wenn ich am Spülsaum entlangging, die Horizontlinie zu erfassen suchte, mich im Hin und Her der Wellen, der Farben verlor.

In seiner Wandelbarkeit fühlte ich mich ihm nahe, weiblich, veränderlich, mit verborgenen Schätzen und einem Sinn, einem salzigen Geschmack nach der Unendlichkeit.

Die Weite, der Geruch, das Licht, Bewegung und Ruhe zugleich. Es fasziniert mit, lässt mich nicht los. Am Meer komme ich zur Ruhe. Komme zu mir selbst.

Und weil es so viele Facetten hat, das Meer, das Leben, die Begegnungen mit Gott, probiere ich auch mit dieser Predigt etwas aus, wie die Wellen, wie der Wechsel von Ebbe und Flut gibt es jetzt Gedanken, Gedichte, Liedstrophen. Experiment Meer. Und ich hoffe, Sie lassen sich ein auf das Hin und her, Musik und Text.

Am Anfang steht die Erfahrung des Dichters Erich Fried: Wir kommen an – ans Meer.
Und er dichtet:

Meer

Wenn man ans Meer kommt
soll man zu schweigen beginnen
bei den letzten Grashalmen
soll man den Faden verlieren
und den Salzschaum
und das scharfe Zischen des Windes einatmen
und ausatmen
und wieder einatmen

Wenn man den Sand sägen hört
und das Schlurfen der kleinen Steine
in langen Wellen
soll man aufhören zu sollen
und nichts mehr wollen wollen nur Meer
Nur Meer

„Wenn man ans Meer kommt, soll man zu schweigen beginnen“. Den Faden verlieren. Loslassen. Ankommen und ganz in der Gegenwart sein. Im Jetzt ankommen, nicht mehr belastet von gestern, nicht mehr in Sorge vor Morgen. Das Meer hilft. Der endlose Blick über die Wellen. Loslassen am Meer leichter – aber es kann auch hier gelingen, wenn Sie die Augen schließen, oder in einem der Bilder versinken, einen Moment sich die Weite vorstellen. Das, was Erich Fried meint mit „Wenn man den Sand sägen hört und das Schlurfen der kleinen Steine in den langen Wellen, soll man aufhören zu sollen.“ Das meint doch: Auch der Erwartungsdruck darf von mir abfallen. Erwartungen, die ich an mich selbst stelle, und solche von anderen – alle dürfen abfallen, werden weggewaschen.

Soll man aufhören zu sollen – und nichts mehr wollen wollen nur Meer Nur Meer“:
Also auch aufhören etwas zu wollen.

Aber gerade, wenn ich will, dass das Wollen endlich ruht – will ich erst recht und das Experiment ist gescheitert. Das zeigt, es geht um etwas Unverfügbares, etwas, das ich nicht in der Hand habe. Wie ich auch das Meer nicht greifen kann, es immer anders auf mich wirkt. Etwas, das mit mir geschieht, wenn ich mich darauf einlasse.

Musik

Mit Psalm 139 haben wir vorhin gebetet „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten“. „Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer...“ – klingt schön, oder? Nur was meint das eigentlich? „Flügel der Morgenröte“ – das klingt poetisch... und meint etwas Grundsätzliches: Weiter als die Morgenröte konnte kein Mensch zur Zeit der Entstehung dieses Psalms denken. Es meinte das Äußerste, was man sich im Osten vorstellen konnte. Da, wo die Sonne aufgeht. Und das äußerste Meer war die Entsprechung auf der Westseite, das Ende der Welt, der entfernteste Ort, den es gab. Der Übergang vom Mittelmeer in den Atlantik... Und so sagt dieser Vers: es ist egal, an welches Ende der Welt ich fliege. Gott ist immer auch da, bei mir. Der Text ist nicht nur romantisch, sondern er verdeutlicht: es gibt keinen Ort, der zu weit weg ist, kein Dunkel, das zu tief ist, keine Traurigkeit, die zu schwer wiegt, als dass Gott sie nicht mit seiner Gegenwart durchdringen könnte. Gott ist da.

Wir singen 504,1,2

Wenn man am Meer steht und der Sonne beim Untergehen zusieht, dann läuft der Lichtschimmer auf den Wellen immer auf mich zu. Die Sonne glitzert in den Wellen und ihr Licht schlägt eine Brücke zu mir. Vom Ende der Welt bis zu meinen Füßen, Verbindung durch Licht. Ich bin gemeint. Ich bin ein Teil der Schöpfung. Ich bin gemeint.

Und gleichzeitig fühle ich mich vor der endlosen Weite des Ozeans manchmal klein und hilflos. Und das stimmt auch: das Meer relativiert mich. Egal wie groß ich mich manchmal fühle, das Meer ist größer, tiefer, weiser. Stärker. Ewiger. Mächtiger. Nicht nur seicht und glatt, sondern eben auch die Welle, die über mir zusammenschlagen kann, und mich in Angst und Schrecken versetzt wie die Jünger, die um ihr Leben bangen. Aber es kommt trotzdem auf mich an. Trotz aller Zweifel weist das Licht auf mich, trifft mich.

Zweifel ist die Schwester des Glaubens. Immer wieder hinterfragen, ausloten – wie tief ist der Glaube, ist der Zweifel, ist die Erkenntnis, ist das Meer? Welche Gefühle, welche Gedanken, welche Herausforderungen warten da noch? Wer anderes als Friedrich Nietzsche könnte das bestätigen, der Sohn eines evangelischen Pfarrers, der zum größten und klügsten Kritiker des Christentums wurde. Wer sich mit dem Atheismus auseinandersetzen will, muss Nietzsche lesen. Und wer seinen Glauben bewahren will, der lasse sich auf seine Gedanken und seine scharfe Kritik ein – er ist es, der sein Leben ohne Gott durchlebte und durchlitt, und das konsequent. In einem seiner Gedichte wird das anschaulich:

Nach neuen Meeren.

Dorthin – will ich; und ich traue
Mir fortan und meinem Griff.
Offen liegt das Meer, in's Blaue
Treibt mein Genueser Schiff.

Alles glänzt mir neu und neuer,
Mittag schläft auf Raum und Zeit –:
Nur dein Auge – ungeheuer
Blickt mich's an, Unendlichkeit!

Friedrich Nietzsche

Zunächst beschreibt dieses Gedicht die große Freiheit der unendlichen Weite, und das Genießen dieses Aufbruchs. Das ist spannend: Nun „traue ich meinem Griff“, verlass mich auf nichts anderes mehr, nicht auf Konventionen, nicht mehr auf die Tradition, nicht mehr auf den Gott der Bibel, nicht mehr auf die Werte, die mir vorgegeben wurden. Das ist ein Befreiungsschlag. Endlich ins Boot und weg. Das durchdenkt und durchlebt Nietzsche, das macht seine Stärke und Größe aus. Er durchlebt die Weite des Meeres. Doch dann sieht er nur noch Wasser, und es wird für ihn uferlos. Nun gibt es keinen Halt mehr, nichts mehr, was fest und verbindlich ist. Auch das kenne ich: dass ich mich im Blick auf die Wellen verliere, und dann kommt eine innere Unruhe in mir auf, und plötzlich die Sehnsucht nach einem Orientierungspunkt in der Weite. Mein Auge, mein Herz sucht nach einem Halt.

Für Nietzsche ist da konsequenterweise kein Halt mehr in der Unendlichkeit und so schließt er: „Nur dein Auge – ungeheuer Blickt mich's an, Unendlichkeit!“ Für ich tut sich eine ungeheuerliche Leere auf. Und für uns? Ich bin geworfen auf die Frage: woran hängst du dein Herz? Was gibt dir Halt in den Stürmen des Lebens? Das Nichts? Gott? Wie verortest du dich?

Wer mag, singt mit: Strophe 3 und 4

Vergänglichkeit – auch das kann man vom Meer lernen. Wenn Sie am Strand ein Gesicht, ein Bild, einen Schriftzug mit dem Finger in den Sand malen, dann kommt irgendwann die Flut, die Wellen kommen und gehen und irgendwann ist alles wieder flach. Das schönste Kunstwerk, das tollste Ich, die heiligsten Worte – sind weg. Sind sie weg? Wirklich? Es tut gut, sich der eigenen Vergänglichkeit bewusst zu werden:

ich bin begrenzt, ich werde sterben. Was will ich tun mit den Tagen, die mir bleiben?
Wie will ich leben? Was ist wichtig? Und dann? Was kommt dann? Ewige
Langeweile, Wiederholung, Nichts oder Sein in Gott?

Am Strand hat alles eine Grenze: Strandhafer zu Sand zu Wasser. Hat mein Leben
auch solche Grenzen? Welche Übergänge fallen mir auf? Wie gehe ich? Lasse ich mir
die Wellen um die nackten Füße spülen? Oder will ich nicht nass werden? Tauche ich
ein ins Wasser, spüre in die Tiefe? Oder bleibe ich stille Beobachterin? Lasse ich mich
ein, werfe mich den Wellen in die Arme, stemme mich den Brechern entgegen? Oder
lasse ich die Furcht siegen?

Was seid ihr so furchtsam?, fragt Jesus, und stellt später fest: „In der Welt habt ihr
Angst. Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Und Gott segnete Noah und
sprach: „solange die Erde steht geht mein Segen mit euch und die Wasserfluten
werden euch nicht mehr bedrohen...“

Am Meer komme ich zur Ruhe. Komme zu mir. Es wühlt mich auf. Beruhigt und
bedroht, von einer Minute zur anderen. Es zeigt mir die glitzernden Farben des
Regenbogens, und die unendliche Tiefe. Dunkles Blau. Sehnsucht. Himmel und Meer.

Alles Wasser fließt von der Quelle bis zum Meer, steigt auf, regnet herab und fließt
wieder in das große Ganze. Und ich verbinde mich mit dem Wasser und werde eins
mit der Schöpfung, mit Gott, mit dem Jubel.

Strophe 5+6

Das Leben besteht aus Ruhe und Sturm, aus Licht und Schatten, oberflächlichem
Kräuseln und ungeahnter Tiefe. Und immer Gott.

Leben. Meer. Sehnsuchtsort.

Amen